

tikrai nėra tokie pasitikintys savimi ir simpatiški, kokiais norėtų būti. Tarptautinėse parodose savo valstybes jie pristato su baime, kad pasaulis jų nepastebės, nes juk niekas nesupranta jų kalbos, nežino sudėtingų jų valstybių istorinių vingių ir negali suprasti jų kompleksų priežasčių. Ypač dabar, kai pasaulis žavisi tik pramogine kultūra ir neturi laiko domėtis tokiais „nevykėliais“...

Atėjo konservatyviai mąstančių veikėjų laikas. Jie mano, kad nacionalinė kultūra jau pati savaime yra vertybė, kuri turėtų būti šlovinama kultūros šventovėse – nacionaliniuose teatruose, nacionalinėse bibliotekose ir nacionaliniuose muziejuose. Tačiau nacionalinės kultūros yra tarpusavyje konkuruojančių XIX ir XX a. valstybių epochos darinys. Globalizacijos ir tarptautinių korporacijų, galingesnių už atskiras valstybes, bei tarptautinės kultūros amžiuje nacionalinės kultūros, panašiai kaip nacionalinės valstybės, išgyvena tapatybės krizę. Kita vertus, nacionalinė kultūra nėra visiems laikams duotas folkloro ir klasikos junginys. Šiandien rašytojams jau nebereikia „drąsinti“ politizuotų sielų ir savo kūrinuose pratęsti nebeegzistuojančios valstybės gyvavimą. Jiems nebereikia skatinti patriotizmo ir tautos solidarumo. Jų užduotis – atspindėti laiko dvasią, suteikti pramogą, skatinti skaitytoją susimąstyti ir vaizduoti tuos pasaulius, kuriuose žmogus ištirpsta ar atranda save. Ši užduotis beveik neturi nacionalinio atspalvio. Nepriklausomybės atgavimas ir integracija į Europą nereikia nacionalinių kultūrų žlugimo, tačiau išvaduoja jas nuo patriotinės „neteisingo sąmoningumo“ ir tautinių mitų kūrimo užduoties. Ne nacionaliniai klausimai, o *conditio humana* greitai besikeičiančių gyvenimo sąlygų ir vertybių pasaulyje turėtų būti pagrindinė XXI a. pradžios Europos kultūros tema.

*Pranešimas perskaitytas 2004 m. liepos 12 d.*

*Iš vokiečių k. vertė Jūratė Pieslytė*

## Europa in uns, wir in Europa

— ADAM KRZEMIŃSKI

Labadiena. Dekoju už pakvietimą.

Meine Damen und Herren, vor etwa zehn Jahren habe ich einen Besuch eines wunderbaren Menschen in Wilna initiiert. Mir schwebte ein europäisches Dreiecksgespräch mit Litauern und Deutschen vor, über die verlorene Heimat und über die übernommene Verantwortung für das fremde Kulturerbe, kurzum: über eine supranationale Empathie für den Nachbarn.

Klaus von Bismarck – ein Urenkel des „eisernen Kanzlers“ – war damals Präsident des Goethe-Institutes und als WDR-Intendant und Kirchentagspräsident in den 70er Jahren sehr für den deutsch-polnischen Dialog engagiert. Vor der Aufzeichnung des Dreier-Gesprächs für das litauische Fernsehen, bei dem Justas Paleckis Litauen vertrat, wollte Klaus von Bismarck das Grab mit dem Herz von Józef Piłsudski sehen, des letzten Politikers aus dieser Region, der noch in den Traditionen einer ostmitteleuropäischen Föderation dachte und den Geist des alten multiethnischen Großherzogtum Litauen vertrat. Am Rossa-Friedhof ließ Klaus von Bismarck sich die Grabinschrift übersetzen, dann nahm er demonstrativ seine Mütze ab und augenzwinkernd sagte er dann, es wäre so heiß an diesem Grab des großen Europäers. Es war aber ein frostiger Tag und überall lag Schnee.

Nach dem Fernsehgespräch saßen wir in einem stilvollen Restaurant in Wilna, und da sagte ich unseren litauischen Gastgebern: „Es

ist schon komisch. Hier in Litauen hasst man, was ich verstehen kann, die SowjetUNION. Man mag die polnisch-litauische UNION nicht. Man will aber in die Europäische UNION, was ich ebenfalls verstehe. Da treffen wir uns – Litauer und Polen – aber wieder!“ Dann kam die Antwort: „Aber natürlich! Nur wir sagen es unseren Leuten nicht...“.

Jetzt ist es soweit. Wir treffen uns wieder. Nicht nur die noblen Poeten – wie Günther Grass, Czesław Miłosz und Tomas Venclova – die durch Wilna schlendern und des dritten Nobelpreisträgers, Jossif Brodski, gedenken, machen Europa aus, sondern auch das gewöhnliche, anonyme Fußvolk, das in seinen Gebrauchtwagen ständig auf Achse ist. Karl Schlögel setzt diesem Fußvolk ein Denkmal am Grenzübergang Marijampolė, der für ihn so etwas wie ein Mittelpunkt Europas sei. Ja, wir kennen das, diese Euphorie des technisch Machbaren: Handel, Warenaustausch, Billigflüge, historisch beispiellose Völkerwanderung von Millionen, ja Milliarden Menschen. Sie treffen einander und vermischen sich miteinander. Sie handeln und verständigen sich in ihrem Kauderwelsch. Europa wächst zusammen. Die Welt ist ein Dorf. Und wir alle sind Gotteskinder.

Doch es ist nicht ganz so. Die Globalisierung hat es schon immer gegeben, seit römischen Zeiten zumindest. Seit Zweitausend Jahren überquerten Kaufleute, Baumeister und Schreiber unseren Kontinent, doch Heerführer, Legionäre, Kreuzzügler und Eroberer taten es ebenso oft. Und überall lauerten Wegelagerer auf die Fremden. Auch Vertreibungen, Pogrome und Gemetzel gerade in den, heute manchmal so idyllisch verklärten, Vielvölkergebieten gab es immer wieder zu Genüge. Nicht erst 1941 in Kowno oder Jedwabne, sondern viel früher, lange vor der russischen „Schwarzen Hundertschaft“ 1905, und vor den Kosakenaufständen im 17. oder 18. Jahrhundert, nein, bereits in Gallien, Germanien, Griechenland. Es war schließlich die hochkultivierte römische Republik, die Karthago und Korinth dem Erdboden gleichmachen ließ. Und die Römer sind doch Mitbegründer unserer Rechtskultur. Und die Christen? Sie errichteten wunderbare Klöster und Kathedralen, predigten Liebe und Leiden des Erlösers, und sie mordeten im Namen des Kreuzes, wie es

nur das Zeug hielt. Nun aber fangen wir in Europa endlich etwas ganz Neues an, eine kantianische *res publica europeana*, *Rzeczpospolita Europa*, Republik Europa, „in einer weltbürgerlichen Absicht“.

Der EU-Beitritt einer ganzen Reihe von ostmitteleuropäischen Staaten, die im 19. Jahrhundert (vielleicht mit Ausnahme Ungarns) staatspolitisch nicht existent waren, ist eine Zäsur in der europäischen Geschichte, aber auch in der Nationalgeschichte dieser Staaten. Am 1. Mai erfüllten sich Sehnsüchte mehrerer Generationen von Litauern, Letten, Esten, Tschechen, Ungarn, Slowaken, Slowenen und Polen nach einem angemessenen, gleichberechtigten Platz für ihr Land in Europa, nach gesicherter Entwicklung, andauernd guten Beziehungen zu den Nachbarn und einem Modernisierungsschub, der uns jenem zivilisatorischen, wirtschaftlichen und politischen Zentrum jenes Europa näher bringen sollte, das in der Vergangenheit unsere Existenz so leicht ignorierte. Lassen Sie mich einige Worte aus meiner polnischen Perspektive sagen, die aber womöglich hie und da eine litauische und auch eine deutsche ist.

In Polen vergleicht man den EU-Beitritt mit so epochalen Ereignissen aus der tausendjährigen polnischen Geschichte wie der Annahme des westlichen – und nicht byzantinischen – Christentums im Jahre 966 oder der Bildung der Personalunion mit Litauen im 14. Jahrhundert. Beide Entscheidungen prägten die Geschichte Polens für Jahrhunderte. Die erste verband es eng mit dem Westen, die zweite schob später die Adelsrepublik dem Osten zu.

Die Beitrittsgegner warnten wiederum vor dem Souveränitätsverzicht, und zogen Parallelen zu den Teilungen Polens im 18. Jahrhundert und im Sommer 1939. Sie sahen in der EU ein Werkzeug neoimperialer Ambitionen Frankreichs und vor allem Deutschlands. Die eindeutige Befürwortung des Beitritts im EU-Referendum – und zwar ausgerechnet in den früheren deutschen Gebieten wie Niederschlesien, Pommern und Ostpreußen – war für die Nationalisten ein Schlag. Der Volksentscheid bewies, dass die polnische Gesellschaft – die Schlögelschen „anonymen Europäer“ – tatsächlich weiter ist, als es die selbsternannten Graalshüter des geharnischten Nationalbewusstseins wahrnehmen wollen.

Es ist verständlich, dass die Mehrheit sich aufgeregter mit den materiellen Vor- und Nachteilen der EU-Mitgliedschaft beschäftigt als mit dem großen historischen Prozess. Die EU-Enthusiasten verweisen auf den Modernisierungsschub, den dank der EWG und der EU andere an der Peripherie liegende europäische Länder wie Irland, Portugal, Spanien oder Griechenland erfahren haben: auf den raschen Ausbau der Infrastruktur, den Zustrom neuer Technologien, das Wirtschaftswachstum. Die messbaren pekuniären Vorteile der EU-Mitgliedschaft sind sozusagen die Hardware. Nicht weniger wichtig ist jedoch die Software der Modernisierung des Landes: der Institutionen, der Gesellschaft und der einzelnen Menschen, und vor allem unseres Verständnisses der Nationalkulturen – das sage ich, auch wenn es weh tut. Zu dieser europäischen Software gehört aber unweigerlich auch ein Abstand zu sich selbst und zu seinen historischen Prägungen. Das ist nicht leicht, aber notwendig.

Beispiele davon gibt es genug. Vor kurzem erzählte eine lettische Schriftstellerin, Amanda Aizpuriete, wie verlegen und unsicher die Letten auf den Beitritt reagierten. In den lettischen Kleinstädten und Dörfern wurde überall das Grobsalz ausverkauft, welches man unbedingt braucht, um Gurken und Pilze nach den alten, generationenlang erprobten Rezepten einzulegen, weil ein Gerücht sich breit machte, dieses dürfe nicht mehr nach Lettland eingeführt werden, da es nicht den EU-Normen entspräche. Bei uns in Polen war es Zucker, der teurer werden sollte. Das Kauffieber zeige deutlich, schrieb Aizpuriete weiter, wie stark in uns die Traumata der Vergangenheit weiterleben. Und um diese unsere Traumata scheren sich unsere westlichen Mit-EU-Bürger den Teufel.

Einen Beweis dafür sah Aizpuriete im west-östlichen „Historikerstreit“, der während der Leipziger Buchmesse erneut zum Vorschein kam, als Sandra Kalniete, heute lettische Botschafterin in Paris, ihre Autobiographie: „Mit Ballschuhen im sibirischen Schnee“ vorstellte. Sie wurde angegriffen, dass sie den Holocaust bagatellisiere, denn sie verschweige die Beteiligung der lettischen SS-Angehörigen am Judenmord. Nun, meinte Amanda Aizpuriete, „ein Foto von einem deutschen Konzentrationslager finden alle erschütternd, ein Foto

von einem Kreuz über einem Massengrab irgendwo in Sibirien, wo Tausende fern der Heimat namenlos verscharrt liegen, erschüttert nur uns. Seltsam, sich ein Europa vorzustellen, in dem gleichzeitig mehrere Realitäten existieren...“

Diese europäische Schizophrenie ist aber nichts Ungewöhnliches. Viele Europäer handeln ja seit eh und je nach dem Prinzip: alle denken an sich, nur ich denke an mich.

Natürlich haben die Ostmitteleuropäer recht, wenn sie darauf verweisen, dass die internationale Völkergemeinschaft – das heißt der Westen – die Verbrechen Stalins niemals offiziell verurteilt hat. Ein gewisser Soprunienko, 1940 einer der Oberhenker in Katyn, wo er einen Mord an vier Tausend polnischen Offizieren befehligte, lebte noch vor kurzem völlig unbehelligt in Moskau. Den Katyn-Mördern galt nie ein Nürnberger bzw. Frankfurter Prozess. Und das empört ausschließlich die polnische Öffentlichkeit. Die deutsche oder die litauische läßt das kalt. Und umgekehrt: was interessiert schon einen Polen die national-litauische Geschichte? Nur dann wohl, wenn er auf eine für ihn unverständliche Verkürzung, Klitterungen bzw. Unterschlagungen gerät.

Zum Beispiel in einem schönen Essay über die litauische Geschichte, den Marius Ivaškevičius für den Schwerpunkt Litauen bei der Frankfurter Buchmesse 2002 schrieb. Der Autor führte das so aus: bedrängt durch den Deutschen Orden heiratete Litauen 1387 Polen. Ein litauischer Herzog dehnte seine Herrschaft auf zwei Staaten aus, nahm selbst das Christentum an und ließ Litauen christianisieren. „Aber politisch gesehen verschlang die Braut (Polen) den Bräutigam (Litauen). Litauen sank vom Hochzeitstag an in die Obskurität zurück. Die Litauer und Polen vernichteten 1410 bei Grunwald das Heer des Kreuzritterordens. Das ist die ruhmreichste Schlacht in der litauischen Geschichte. Indes wurde den Litauern, die die Deutschen auf dem Schlachtfeld besiegt hatten, im 15. Jahrhundert von ihrem Bündnispartner Polen eine kulturelle Niederlage beigebracht. Polen und Litauen bildeten einen gemeinsamen Staat, eine Art Großbritannien. Indes nahm Polen die Stelle Englands ein, während den Litauern der Part von Wales zufiel.“ Was soll um Gottes

Willen so Falsches an Wales sein, dass die Welt heute Englisch und nicht Walisisch spricht? Na und? Aber Polen als Gottesanbeterin? Vielleicht ist da was dran...

Und weiter Ivaškevičius: „Den Litauer hatte die polnische Königin verführt, Gott kam und ließ Litauen ins Paradies des Christentums ein. Aber Litauen war in diesem Paradies mangels politischer, kultureller und religiöser Statur nicht konkurrenzfähig. Das Land versank nicht nur in der Provinzialität, sondern wurde auch polonisiert. Die polnische Sprache wurde für die litauische Oberschicht zum Tor in eine höhere Kultur. Wer nicht polnisch sprach, der sprach überhaupt nicht. An dieser Stelle wäre es vielleicht passend zu sagen, «so vergingen Jahrhunderte». Auf der Landkarte Europas tauchte Litauen im 20. Jahrhundert wieder auf. Natürlich waren diese fünf Jahrhunderte kein vollkommen leerer Zeitraum, aber ein guter Drehbuchautor würde mangels großer und bedeutender Ereignisse diese Periode auslassen und den Untertitel «nach x Jahren» einfügen.“

Fünfhundert Jahre ein schwarzes Loch? Das gibt es nicht! Haben Sie, bitte, Erbarmen mit mir. Ich zitiere hier Ivaškevičius, aber ich könnte auch einen beliebigen Polen zitieren, der leichten Fußes nationale Hagiographie betreibt, die Bedeutung des polnischen Freiheitskampfes für Europa betont: von Kościuszko (für „eure und unsere Freiheit“), über den Aufstand 1830, der Paris gerettet habe, bis 1939 und „Solidarność“. Ja, ja, Polen als „Christus unter den Völkern“. Ich könnte auch deutsche historische Nabelschau heranziehen: deutsche Kulturmission im Osten, „am deutschen Wesen soll die Welt genesen“, das war vor 1914, oder: an deutscher Vergangenheitsbewältigung sollen andere lernen, wie man es macht – das war 2001, als der eine oder andere Kolumnist den Polen vorsetzte, wie man eigene Geschichte „aufarbeitet“. Es gibt auch neuere Beispiele, aus dem Jahre 2003. Was haben wir alles im Windschatten der polnischen Entscheidung für den Irak-Krieg aus Deutschland gehört: wir haben so viel für euren EU-Beitritt getan, und ihr – „trojanische Esel Amerikas“ seid so undankbar, habt die europäische (d.h. deutsch-französische) Position zugunsten Amerikas verraten...

Haben Sie bitte Erbarmen mit mir, wenn ich in der Wunde herumstochere – der litauischen, der polnischen, der deutschen Egoismen, Geschichtslügen und Selbstüberhebungen. Aber gerade ein freimütiges und selbstironisches Gespräch darüber macht das neue Europa aus. Die Regierungskonferenzen, Autobasare und Schnellbahnen – lieber Karl – das ist das Eine. Das Andere ist die Bereitschaft, sich selbst sozusagen in Führungsstriche zu nehmen, zu relativieren, mit fremden Augen zu sehen, und vor allem nicht so ernst zu nehmen. Wie man das macht, hat Witold Gombrowicz den Polen vorgemacht. Diese Haltung ist ein unabdingbares geistiges Fundament vom Europa des 21. Jahrhunderts, wenn dieses Jahrhundert 2114 (oder viel früher) nicht erneut mit einer „europäischen Urkatastrophe“ enden sollte.

Es ist Thomas Mann gewesen, der den Ausbruch des ersten Weltkrieges 1914 so nannte, George Kennan folgte ihm. Und wir müssen uns offen sagen, wir Litauer, Polen, Ukrainer, Tschechen, Slowaken, dass wir heute Nutznießer des schlimmsten Jahrhunderts in der europäischen Geschichte sind. Wir Polen oder Litauer waren weiß Gott an diesem Schlachthaus nicht schuldig, aber – das muss man gerade 90 Jahre nach seinem Ausbruch sagen dürfen, lieber Marius Ivaškevičius –, es war unser gemeinsamer Nationaldichter, Adam Mickiewicz, der im 19. Jahrhundert um „einen allgemeinen Krieg der Völker“ den lieben Gott gebeten hat. Und der Chef im Himmel hat ihn erhört. Sollte es keine metaphysische Last für uns sein? Oder zumindest ein Gebot einer Empathie füreinander?

Nun sind wir in Europa angekommen als angesehene Mitglieder der EU, wir stehen da, besser als je zuvor. Unsere Eltern – aber nicht wir, ich bin Jahrgang 1945 – haben dafür eine enorme Zechen gezahlt, und die polnische Rechnung ist wirklich horrend gewesen: Millionen von Toten, Verlust fast der gesamten historischen Substanz, dazu rechne ich nicht nur die Zerstörung Warschaus, mit Museen, Bibliotheken und Archiven, sondern auch den Verlust der historischen polnischen Kulturlandschaften im Osten. Wilna und Lemberg sind für die polnische Kultur mehr als Weimar, sie waren Herzstücke eines ganzen Kulturverständnisses. Dann die

Vertreibungen – nach Kasachstan und nach Pommern, Entwurzelungen im Osten und Verwurzelungen im Westen, in ehemals deutschen Gebieten. Das verstehen heute viele Deutsche, weil sie dasselbe Schicksal erlitten. Und es freut mich, dass viele Polen heute verstehen, was es heißt, in eigenen Wohnungen deutsche Familiengeschichten zu entdecken. Diese Entdeckungen machen heute einen wichtigen Teil der polnischen Literatur aus – Olga Tokarczuk, Stefan Chwin, Paweł Huelle, der die Figuren aus der „Blechtrommel“ von Günther Grass in seiner Danziger Erzählungen schon in Gdańsk weiterleben ließ, sie sind ein Beispiel dafür.

Ich erzähle das nicht ohne Hinterlist. Wir alle – Litauer und Polen, aber das gilt auch für viele Ukrainer und Russen sobald sie nach dem Krieg in fremden Betten ihre Kinder zeugten – werden nicht nur durch unser „Erbgut“ geprägt. Nur ein nazistischer Wahnsinn konnte von den „Volksgenossen“ einen „Arier-Nachweis“ fordern. Mein Gott, wer kann schon in unseren Breitengraden einem Papier, einer vergilbten Geburtsurkunde, von vor hundertfünfzig Jahren (wenn es ein solches überhaupt noch erhalten gibt) trauen. Wer weiß schon bei uns in Ost- und Mitteleuropa, wer bei den vielen Kriegen und Völkerwanderungen der Ur-Urgrossmutter ins Bett gekrochen war. Nein, nicht das Blut prägt uns, sondern die Kultur, die Umgebung, die Mitmenschen, auch die „Fremden“, die doch auch die „Hiesigen“ waren. All das also, was sich ständig wandelt.

Auch wenn Europa lautlos, fast unbemerkt, unspektakulär als eine Selbstverständlichkeit zusammenwächst, wie es Karl Schlögel sagt, ist die Frage legitim, wie bewusst sind wir bereit, unsere nationalen Interessen und Identitäten den europäischen Interessen und Identitäten zu unterstellen.

Europa ist eine Kulturmacht, doch wie leicht wischten sich die Europäer den Mund mit der Kultur ab, und wie leicht griffen sie dabei zu einem Browning. Einem der Gründungsväter der alten EWG, Jean Monnet, schreibt man ein Bonmot zu: „Wenn wir noch einmal anfangen könnten, müssten wir bei der Kultur anfangen“. Ich weiß nicht, ob dem französischen Wirtschaftsfachmann und Regierungsbeamten Monnet, dieser Satz tatsächlich entfuhr, jeden-

falls die alte Sechsergemeinschaft hat ihn nie ernst genommen. Auch die heutige EU strebt kein „Kultur-Projekt Europa“ an. Das sieht man an ihrem mikroskopischen Kulturhaushalt und der Überbetonung nationaler Hoheit in der Kulturpolitik. Für die gemeinsame Agrarpolitik gibt es in der EU viel Geld, für die gemeinsame Kultur- oder Bildungspolitik garstige Brosamen.

Es ist einfacher, eine Eurowährung einzuführen, als beispielsweise europäische Bildungsprogramme aufeinander abzustimmen und funktionsfähige Kommunikationskanäle von Lissabon bis Tallinn oder Sofia einzurichten. Eine europäische Föderation mit einem direkt gewählten EU-Präsidenten, einem entscheidungsfähigen Parlament und einer effizienten Regierung wird anvisiert, doch zugleich pocht jeder Teilstaat auf seine Kulturhoheit und pflegt seine eigenen Nationalfeiertage, bei denen die Politiker der jeweiligen Nationalstaaten mit geschwellter Brust Nationaldenkmäler aufsuchen, die zum Gedenken an längst verwehte Siege über die Nachbarstaaten oder an glorreiche Niederlagen errichtet wurden. Im wilhelminischen Deutschland renovierte man vor hundert Jahren die Marienburg als ein Denkmal der deutschen Übermacht gegenüber den „Irokesen Europas“, wie Friedrich II. Polen (und damit wohl auch Litauer, Pruzzen und alle übrigen „Indianerstämme“ im Osten) genannt hatte. Bald danach bauten die Polen Jagiełło-Denkmäler, und ein wenig später errichteten die Litauer – ihre Witold-Denkmäler (meinetwegen Vytautas), diesmal aber gegen die Polen, oder vielmehr gegen den Geist eines multiethnischen Großherzogtums Litauen, in dem das ethnische Litauen nur ein kleiner Teil war.

Ist es nicht so, dass im 20. Jahrhundert das ethnisch-litauische Niederlitauen das alte Großherzogtum Litauen mit Wilna als seiner Hauptstadt beerbt, doch seinen Geist zugunsten eines litauischen Nationalstaates zurückgewiesen hätte? Es ist ein walisischer Historiker, Norman Davies, der in der alten Rzeczpospolita, in unserer gemeinsamen res publica, genauso wie in dem Heiligen Römischen Reich oder dem United Kingdom historische Vorläufer der heutigen EU sieht. Doch der europäische Krieg der Nationalhelden geht weiter. Vercingetorix und Jeanne d'Arc sind den Franzosen noch immer

einigen kinematographischen Aufwand wert. Den Polen – einige Rabauken aus den vielen Kriegen im 17. Jahrhundert. Die Hermannschlacht wird wahrscheinlich 2009 in Deutschland nicht im Sinne Kleists verfilmt, vielleicht aber gegen den preußischen Romantiker als ein Epos über die schon vor zweitausend Jahren verhinderte Osterweiterung der römischen EU thematisiert werden.

Jeder grübelt über die eigene Nationalgeschichte nach, und die Nachbarn schauen im besten Fall nur entgeistert zu, weil sie zu meist völlig entgegengesetzte Geschichtsbilder im Kopf und Geschichtstexte in den Schulbüchern haben.

War die polnisch-litauische Union, die 1387 als ein freiwilliger Verbund entstand und 500 Jahre lang hielt, ein Segen für Ostmitteleuropa oder ein fataler Sonderweg, durch den sich Polen schließlich vom Westen abwandte und der den Litauern – wie heute die offiziöse Sprachregelung in den litauischen Schulbüchern lautet – ihre ethnischen Kultureliten raubte?

Oder wie ist es mit Friedrich II. oder Stresemann? Taugen die beiden tatsächlich zu Galionsfiguren einer europäischen politischen Kultur und können sie dazu beitragen der EU eine Seele einzuhauhen? Die Franzosen mögen das akzeptieren: Sie brauchen an den zynisch-geistreichen Dialogen des Preußenkönigs mit Voltaire keinen Anstoß nehmen, auch Stresemann mag ihnen willkommen sein. Nicht so aber die Polen, bei denen die beiden als Symbole für die „negative Polenpolitik“ des westlichen Nachbarn gelten.

In Józef Piłsudski wiederum, dem polnischen Staatsgründer von 1918, einen polnischen Bismarck zu sehen, ist in Deutschland oder Litauen nach wie vor unüblich, da man sich im Schulunterricht und in populären TV-Sendungen selten mit der Geschichte, Mentalität und Kultur des unmittelbaren Nachbarn im Osten beschäftigt.

Wir alle in Europa sind vor allem an unsere nationalen Kulturcodes gebunden, trotz der Schulbuchkommissionen, trotz Jugendaustausch und Massentourismus. So wenig es ein europäisches Volkslied gibt, so wenig gibt es nach wie vor gemeinsame europäische Feiertage, Denkmäler und kulturelle Chiffren. Und da, wo versucht wird, sie für uns Europäer zurechtzuzimmern, melden sich

nur zu oft nationales Misstrauen und nationale Widerstände dagegen, sie zu akzeptieren, als ob ein Aufgehen in einem umfassenden europäischen Geschichts- und Kulturgefüge zwangsläufig bedeutete, auch der eigenen nationalen Identität beraubt zu werden.

Paradoxerweise ist das Widerstreben, über den eigenen nationalen Tellerrand hinauszuschauen, gerade bei den früheren Großmächten stärker als bei den Neuankömmlingen der EU, die zwar Angst vor einem Verlust ihrer kulturellen Identität haben mögen, zugleich aber genau wissen, dass sie nur im engen Verbund mit der EU eine Chance für die Zukunft haben. In Polen, Tschechien und Ungarn ist eine Auseinandersetzung mit den Mythen der eigenen Kulturgeschichte ein wesentlicher Teil des Kraftaktes, an die EU anzudokken. Dagegen in Frankreich, England und zum Teil auch Spanien ist die Generalüberholung der eigenen nationalen Kulturcodes noch nicht sehr weit vorangeschritten. Und in Deutschland hat man einen Horror davor diese Mythen gar anzufassen. Es könnte nämlich sein, dass sich da im Kyffhäuser tatsächlich das Ungetüm rührt, man säe die Drachenzähne nicht ungestraft.

Zum Teil ist das verständlich. Die Osterweiterung der EU betrifft diese Länder nicht in erster Linie, oder zumindest nicht als eine unmittelbare kulturelle Herausforderung, sondern höchstens als eine politische und finanzielle. Trotz alter polnisch-italienischer oder rumänisch-französischer Verbindungen wird sich mit dem Beitritt ganz „Zwischeneuropas“ von Estland bis Bulgarien zur Europäischen Union für Frankreich oder Spanien wenig ändern, wenn man einmal von der generellen Verkleinerung der EU-Töpfe absieht. Ostmitteleuropa wird auf beiden Seiten der Pyrenäen kaum mehr als bisher präsent sein, und ob Franzosen, Spanier oder Engländer tatsächlich in Massen Masuren, die Ostkarpaten oder den Balaton für sich entdecken werden, sei dahingestellt.

Es wird also wieder auf die Deutschen ankommen – auf eine kulturelle Osmose in Mitteleuropa, wie sie bis etwa 1939 noch selbstverständlich war. Und Deutsche, Juden, Ungarn, Tschechen, Polen waren damals mit von der Partie. Auch wenn ihre nationalen Kulturcodes weitgehend voneinander getrennt blieben – nur eine Handvoll

Intellektueller fühlte sich gleichzeitig in mehreren Nationalkulturen Zuhause –, gab es doch zumindest auf der Ebene der Alltagskultur tiefgreifende Gemeinsamkeiten. Die wichtigste ist die – im Westen weitgehend unbekannte – tägliche Erfahrung mit multinationalen, multikonfessionellen und multikulturellen Reichen. Nicht erst die Habsburger Monarchie oder das Wilhelminische Reich haben Ostmitteleuropa geprägt und schon gar nicht das 19. Jahrhundert. Im Grunde genommen hat es in dieser Region nie homogene Nationalstaaten gegeben. Ungarn, Böhmen und Polen-Litauen waren ethnische und kulturelle Amalgame mit republikanischen Ansätzen, die – im 18. Jahrhundert von den aufgeklärten Absolutisten als unzeitgemäß und prämodern verhöhnt – mittlerweile in ihrer Struktur verblüffend EU-nah erscheinen können.

Es gibt nur ein Aber: Um an diese Sedimente ihrer Kultur anknüpfen zu können, müssen sich Polen, Tschechen, Ungarn, Litauer von jenen Mythen der bedrängten Nationalkulturen trennen, die im 19. Jahrhundert und in der Zeit der Bevormundung durch den Sowjetkommunismus als ein virtueller Ort der nationalen Selbstbehauptung oft in Konkurrenz zu den Nachbarn aufgebaut wurden. Dieser innere „Kulturkampf“ zwischen zwei gegensätzlichen nationalen Paradigmen ist in fast allen ostmitteleuropäischen Ländern im Gange.

Auf der einen Seite stehen die „Nationalisten“, wie Csurka in Ungarn geschweige denn Karadžić in Serbien, aber auch einige „junge Rechte“, die Nationalstolz und eine nationale Leitkultur anmahnen. Auf der anderen die Kritiker, die meinen: Lassen wir uns erst einmal mit Hilfe von Europa von uns selbst befreien. Das, was überlebensfähig ist, wird bleiben und aufblühen. Keiner von uns wird dabei seine nationale und kulturelle Identität verlieren. Sie wird sich lediglich verändern und an die neuen Gegebenheiten anpassen. Für Deutsche, Polen, Tschechen oder Litauer wird diese Veränderung wohl bedeuten, von vielen alten Vorstellungen über sich selbst und die Nachbarn Abschied zu nehmen. Das muss allerdings gar nicht so schwer sein, brauchen wir doch nur unsere gemeinsamen Wurzeln zu finden. Und die gibt es überall. Immerhin lebt ein Drittel der Polen in ehemals deutschen Häusern, sie entdecken die regionale

Geschichte ihrer deutschen Vorgänger und entwickeln sie für sich weiter. Dies wird auch in Wilna, in Lemberg und überall dort nicht viel anders sein, wo vor dem Zweiten Weltkrieg in einem Ort mehrere Ethnien lebten, wo man mehrere Sprachen zumindest verstand und das Fremde im Alltag vertraut war. Schließlich ist unser Ostmitteleuropa ja nicht eine Region vor allem von Gemetzeln und Pogromen, sondern nicht zuletzt auch der allseitigen Vermischung sehr vielfältiger Identitäten. Gerade heute könnte es durchaus lohnend sein an diese keineswegs prämoderne Tradition und Erfahrung anzuknüpfen.

Zwar lockt die EU die Bürger Ostmitteleuropas, die vor fünfzehn Jahren ihre Souveränität wiedererlangten, mit einem hohen Lebensstandard und der Aussicht, aus ihrer Rückständigkeit auszubrechen, aber sie weckt auch Ängste, „sich im europäischen Meer aufzulösen“, die Souveränität und sogar die nationale Identität zu verlieren. Die Bürger dieses „jüngeren Europa“, die nicht mit technokratischen Stolz auf einen bedeutenden Beitrag zur internationalen Spitzentechnik verweisen können, keine die Weltmärkte beeindruckenden technischen Spielzeuge produzieren, versuchen nervös, sich selbst und dem Westen einzureden, dass sie keineswegs weniger wert sind, dass ihr Beitrag zur europäischen Kultur ebenso bedeutend ist wie der westlichen Länder, dass sie gelitten und um die Freiheit gekämpft haben, dass sie angeblich stärker gläubig sind, weniger verdorben und egoistisch. Aber ihre Wirklichkeit ist nicht so farbenprächtig, wie sie meinen. Und sie selbst sind innerlich bei weitem nicht so selbstsicher und sympathisch, wie sie es gerne hätten. Auf Weltausstellungen präsentieren sie ihre Länder voller Befürchtungen, dass die Welt sie ohnehin verkennt, weil angeblich niemand ihre Sprachen versteht, komplizierte Verwicklungen ihrer Geschichte und damit die Gründe für ihre tiefsitzenden Komplexe kennt. Und zwar in dem Moment, in dem die Welt gerade zur totalen Spaßkultur übergegangen ist und weder Zeit noch Lust hat, sich mit Pechvögeln abzugeben...

Jetzt sind die Wertkonservativen dran. Sie sehen in der Nationalkultur einen in den Tempeln der Kultur, den Nationaltheatern,

Nationalbibliotheken und Nationalmuseen zelebrierten Wert an sich. Aber die Nationalkulturen sind eine Konstruktion der Epoche rivalisierender Nationalstaaten des 19. und 20. Jahrhunderts. Im Zeitalter der Globalisierung, der multinationalen Korporationen, die mächtiger sind als mancher Staat, sowie übernationaler Kulturkreisläufe durchleben die Nationalkulturen, ähnlich wie die Nationalstaaten, eine Identitätskrise. Allerdings ist keine Nationalkultur ein für alle Male gegeben, quasi als ein amtliches Amalgam von Folklore und Klassik. Heute müssen Schriftsteller keine politisierten Herzen „ertüchtigen“ und keinen Staat, den es nicht mehr gibt, in der Literatur weiterleben lassen, sie müssen nicht zu patriotischen Anstrengungen und nicht zu nationaler Solidarität mobilisieren; vielmehr sollen sie den Zeitgeist ausdrücken, zum Nachdenken anregen und unterhalten sowie die besten und die schlechtesten Welten zeigen, in denen der Mensch sich verlieren, sich aber auch finden kann. Doch daran ist nichts besonders Nationales. Die Wiedergewinnung der Souveränität und die Integration in Europa setzen den Nationalkulturen nicht ein Ende, befreien sie aber von dem patriotischen Auftrag, ein „falsches Bewusstsein“ zu pflegen und nationale Mythen künstlich zu erschaffen. Keine nationale Frage, sondern die *Conditio humana* in einer Welt sich rasch verändernder Lebensbedingungen und wandelnder Werte ist das Thema der europäischen Kultur zu Beginn des 21. Jahrhunderts.

*Gehalten am 12. Juli 2004*

---

*Adam Krzemiński, Journalist, Essayist, Dramaturg und seit 1973 bei der Zeitschrift „Polytika“ (Warschau) tätig. Er studierte Germanistik in Warschau und Leipzig. Von 1982 bis 84 war er Dozent in Torun (Polen). Bis 1999 war er Chefredakteur der deutsch-polnischen Zeitschrift „Dialog“ (Hamburg). Er ist stellvertretender Vorsitzender der Deutsch-Polnischen Gesellschaft. Krzemiński publiziert regelmäßig in „Die Zeit“ und in anderen deutschen Periodika.*



© VIELWADE STRAUKE